

PHILIP CARTER
Altar der Ewigkeit

Buch

Endlich hat Lena wieder Hoffnung, obwohl sie sich unter Stalins Diktatur in einem sibirischen Gefangenenlager befindet. Doch nun wird sie gemeinsam mit dem Mann, den sie liebt, fliehen. Denn nur so kann sie sein Leben retten. Auch wenn sie dafür ein Geheimnis offenbaren muss, für das beinahe jeder zu töten bereit wäre.

Drei Generationen später: Die Staatsanwältin Zoe Dmitroff traut ihren Augen nicht, als sie in einer ermordeten Obdachlosen ihre Großmutter erkennt, die angeblich bereits vor einem halben Jahrhundert starb. Ihre Ermittlungen führen zurück bis in die Zeit, als Zoes Urgroßmutter Lena aus einem russischen Straflager floh – und zu dem unfassbaren Geheimnis, das ihre Familie seit Generationen hütet. Ist Unsterblichkeit wirklich möglich? Mächtige Männer und Frauen sind davon überzeugt und setzen alles daran, Zoe ihr Wissen zu entreißen. Die Suche der jungen Frau wird zur Flucht bis ins tiefste Sibirien.

Dorthin, wo der Altar der Ewigkeit auf seine Hüterin wartet ...

Autor

Philip Carter ist das Pseudonym eines weltweit bekannten Autors.

Philip Carter

ALTAR DER EWIGKEIT

Roman

Aus dem Englischen
von Fred Kinzel

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Altar of Bones« bei Gallery Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Januar 2013

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Philip Carter

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in
any form. This edition published by arrangement with the original publisher,
Gallery Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Blanvalet
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß/Augsburg, nach einer
Originalvorlage von Matt Johnson

Umschlagfoto: Trevillion Images/Christophe Dessaigne

Redaktion: Gerhard Seidl

Lektorat: Holger Kappel

Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37785-5

www.blanvalet.de

Für Catherine

Prolog

San Francisco, Kalifornien
Gegenwart

Sobald der Fremde in den Lichtkreis trat, den das Feuer warf, wusste Rosie, dass er gekommen war, um sie zu töten,

Sie befanden sich tief im Gehölz des Golden Gate Parks, wo die Polizei sie nicht belästigte – eine kleine Kolonie Obdachloser, die tagsüber auf der Haight Street bettelte und nachts draußen im Park kampierte. Rosie war neu in der Gruppe, aber es war ihre Idee gewesen, die Einkaufskarren wie eine Wagenburg im Kreis anzuordnen und dann Pappkartons und Decken darüberzulegen, um einen behelfsmäßigen Unterstand zu schaffen. Dennoch zitterte sie in dem bitteren Februarwind, als sie in die Augen des Fremden blickte. In die Augen eines Killers.

Sie hatte im Lauf des Tages unten am Stow Lake eine Ente gefangen und briet sie mit einem Kleiderbügel als Spieß über den Flammen. Der Fremde tat, als habe ihn der Bratengeruch angelockt, aber Rosie wusste es besser.

»Hallo«, sagte er. »Ich habe heute Abend einen Müllcontainer geplündert und das hier gefunden.« Er hielt eine Halbliterflasche Wild Turkey in die Höhe. Sein Englisch war gut, aber das Gutturale von Mütterchen Russland lag noch schwer auf seiner Zunge. »Ich bin bereit zu teilen, wenn ich einen Happen von eurem Essen kriege.«

Willard, ihr Anführer, stellte sein Bier ab und stand auf, um seine Faust an die des Mannes zu schlagen. »Nur her damit, mein Freund.«

Der Fremde, ein großer, grobknochiger Kerl mit einem fettigen braunen Pferdeschwanz und einem kantigen Gesicht, setzte sich mit überkreuzten Beinen nahe ans Feuer. Er grinste breit, als er sein Mitbringsel überreichte.

Willard war hochgewachsen, mit einer Billardkugel von Kopf und Tätowierungen am ganzen Körper. Selbst sein Gesicht war tätowiert – zwei Tränen unter jedem Auge. Dennoch sah er die Whiskeyflasche mit kindlichem Staunen an. »Mann, das war aber ein Glücksfall von Container.«

Der Fremde lächelte erneut. »Ein Schnapsladen drüben an der Polk Street hat letzte Nacht gebrannt, und beim Löschen haben sie ihn total ruiniert. Das meiste Zeug darin ist zerbrochen, und was noch heil war, haben sich wahrscheinlich die Bullen und die Feuerwehrleute unter den Nagel gerissen. Ich hatte wohl Dusel.«

Rosie bezweifelte nicht, dass der ausgebrannte Schnapsladen mit seinem Müllcontainer existierte. Solche Einzelheiten stimmten bei Männern wie ihm normalerweise.

Er hatte auch den Obdachlosen-Look gut hinbekommen: Jeans, so dreckig, dass man kaum sagen konnte, ob sie einmal blau gewesen waren, eine Crackpfeife in der Jackentasche, festgebakener Schmutz in den Hautfalten. An seinen Augen aber stimmte nichts. Sie waren weder leer noch besiegt oder verloren. Sie waren scharf, aufmerksam. Augen, die nicht blinzeln, wenn ihr Besitzer einem die Kehle durchschnitt oder aus zweihundert Metern Entfernung von einem Dach eine Kugel in den Kopf schoss.

Rosie schwieg und beobachtete den Fremden, während der Whiskey am Lagerfeuer herumging: von der transvestitischen Nutte namens Buttercup über den Einbeinigen mit den ka-

putten Zähnen, der als Gimpy Sam bekannt war, bis zu Dodger, einem großen Mann mit Hängeschultern und einem Kopf voll grauer Rastalocken, die er irgendwie unter eine rosafarbene Kindermütze stopfte.

Nicht dass ich noch so wahnsinnig viel hermachen würde, dachte Rosie. *Allerdings war ich mal hübsch ...* Aber dazwischen lagen viele Jahre und ein hartes Leben, und jetzt spielte das alles keine Rolle mehr, weil sie an dem Krebs starb, der den größten Teil ihres Bauchs bereits wie Säure zerfressen hatte.

Die Flasche fand schließlich ihren Weg zu Rosie. Sie enthielt noch genügend Schnaps, um sie schön angesäuselt zu machen, und es würde noch etwas für den Fremden bleiben. Sie beobachtete ihn, während sie sie ganz austrank. Sollte er ruhig bezahlen für das Privileg, sie zu töten.

Sie ließ die leere Flasche in ihre Jackentasche gleiten und bedeutete ihm mit einem Blick, dass er sie mal konnte.

Er zeigte auf das bratende Fleisch. »Das riecht aber gut. Was ist es?«

Rosie entblöste ihre Zähne beim Lächeln. »Gebratene Ratte.«

Sie sah einen Muskel unter seinem linken Auge zucken, aber er fing sich schnell. »Mächtig große Ratte.«

Buttercup kicherte, dann errötete sie, senkte den Blick und kratzte an den wunden Stellen an ihrem Hals, wo schmutzige Nadeln gewütet hatten.

Rosie fing den Ekel im Blick des Fremden auf, als er wegsah. *Vielleicht bist du ja doch kein so harter Bursche, hm, Großer?*

»Abendessen ist fertig«, sagte sie und lächelte wieder.

Sie schlangen die Ente mit ein paar schalen Hamburger-Brötchen hinunter, die Gimpy Sam von einem McDonald's erbettelt hatte. Niemand hatte viel zu sagen, vor allem Rosie

nicht, die auch nicht viel aß. Mit dem Krebs und den Schmerzmitteln, die sie von der Klinik bekommen hatte, war es mit ihrem Appetit so ziemlich vorbei.

Es wurde spät. Rosie warf frisches Holz aufs Feuer. Solange die anderen wach blieben, würde sie vielleicht leben.

Dodger stocherte mit einem Stock in den Flammen, dann zündete er sich eine Crackpfeife damit an. Er machte einen tiefen Zug und gab sie an Gimpy Sam weiter.

Sam machte seinen Zug, dann hielt er die Pfeife dem Fremden hin. »Brauchst du einen Schuss, Kumpel? Du kriegst einen für wenig Geld.«

Dodger riss sich die Mütze vom Kopf und schlug sie Sam über den Schädel. »Hörst du auf, unser Crack zu verhökern, du Blödmann!«

»He, he, schon gut«, sagte der Fremde. Er klopfte sich auf die Manteltasche. »Ich hab mein eigenes Zeug. Für später.«

Wäre sich Rosie nicht bereits absolut sicher gewesen, dass der Mann nur schauspielerte, hätte es nach dieser dummen Bemerkung keinen Zweifel mehr gegeben. In einer Welt, in der man für ein paar alte Schuhe erstochen werden konnte, würde kein echter Junkie lauthals kundtun, dass er einen Vorrat an Stoff hatte.

Dodger und Gimpy Sam stoppten ihr Gerangel lange genug, um einen Blick zu wechseln, und rauchten dann weiter ihr Crack.

Buttercup war schon früher gegangen, um sich um eine private Angelegenheit zu kümmern. Jetzt war sie mit einer Spritze in der Hand wieder da. Sie nahm ihren Platz am Feuer wieder ein, schabte mit der Nadel über einen Stein, um die Ablagerung zu lösen, und rammte sie sich dann ruhig in den Hals.

Rosie stieß sich von ihrem Platz hoch, ihre alten Knochen ächzten. »Ich muss mal für kleine Mädchen.«

Sie benahm sich wie eine betrunkene alte Säuferin, schwankte

und brabbelte vor sich hin. Als sie außerhalb des Feuerscheins war, rannte sie los.

Sie hörte Schritte auf dem Weg hinter ihr. Wind brauste durch die Baumwipfel und in ihren Ohren. Schon jetzt war sie außer Atem.

Sie hatte einen Vorsprung gehabt, aber der Killer holte schnell auf. Ihre alten Beine machten nicht mehr so recht mit. Sie konnte aufgeben – hol's der Teufel, sie starb ohnehin an Krebs. Aber er würde es nicht schnell erledigen, er würde sie erst zum Reden zwingen wollen, und sie wusste nicht, wie viel Schmerz sie ertragen konnte. Jeder hatte einen Punkt, an dem er zerbrach.

Das Stechen in ihrer Seite war bereits unerträglich. Sie verlangsamte so weit, dass sie tief und keuchend Luft holen konnte, und wühlte in dem Müll in ihren Taschen nach einem kleinen Zettel.

Dumm, dumm, wie konntest du nur so dumm sein? Du hättest ihn in Fetzen zerreißen sollen, sobald du den Brief abgeliefert hattest. Und jetzt ...

Es lag an diesen Schmerzmedikamenten. Sie vernebelten ihr Gehirn, machten sie so vergesslich und dumm. Leichtsinnig.

Ich muss dieses Stück Papier finden, ich muss es finden ... O Gott, wenn er mich durchsucht, nachdem er mich erwischt hat, wird er es finden, und dann ...

Wo war das verdammte Ding? Pfeife, Apfelbutzen, Zigaretten, leere Whiskeyflasche, Papier ... Sie knüllte es zu einer Kugel zusammen und steckte es in den Mund.

Links von ihr hörte sie einen Ast brechen.

Rosie lief.

Sie fiel über eine Baumwurzel und schlug hart auf dem Boden auf. Sie spürte, wie die leere Schnapsflasche an ihrem Bauch

zerbrach, Glasscherben bohrten sich durch ihren dicken Wollmantel bis in ihr Fleisch.

Sie fuhr mit der Hand in die Tasche und zog eine große Scherbe heraus, fühlte, wie sie ihre Handfläche zerschnitt, wie das Blut rann, aber sie lächelte. Sie konnte ihn jetzt verletzen. Wie du mir, so ich dir ... Sie wollte ihm wehtun, auch wenn es nur ein bisschen war, bevor er ihr das Schlimmste antat.

Sie rappelte sich wieder auf die Beine. Ihr Knöchel knickte um, und sie taumelte gegen einen Baum. Ein Ast schlug ihr ins Gesicht und machte sie nahezu blind. Sie blinzelte Tränen fort, doch sie rannte weiter. Er war nahe, sehr nahe. Sie hörte seinen rauen Atem, das Knirschen der toten Blätter und Nadeln unter seinen Füßen.

Vor ihr spiegelte sich das Mondlicht in Glas. Sie wusste jetzt, wo sie war – bei diesem Treibhaus, wo sie die vielen schönen Blumen züchteten. Sie nannte es für sich das Petticoat-Gebäude, weil es so weiß und mit Krausen besetzt war. Vor dem Gebäude verlief eine Straße, dort würde vielleicht ein Wagen vorbeikommen, jemand, der ihr helfen konnte ...

Ein kräftiger Arm schloss sich um ihre Kehle und riss sie nach hinten. Sie spürte eine Messerspitze in ihren Hals schneiden, nicht tief, aber tief genug, damit Blut warm und dick herausickerte. Sie hörte den schnellen Atem des Mannes, fühlte seine Erregung, als er die Messerspitze noch ein wenig weiter in ihre Haut stieß.

Er drehte sie herum, sodass sie ihn ansah, und hielt ihr das Messer unter das Kinn. »So, jetzt sagst du mir, wo er ist. Und zwar haargenau, in allen Einzelheiten.«

»Ich weiß nicht ...?« Aber sie wusste es, o ja, sie wusste, was er wollte. Sie musste auf Zeit spielen, jeden Moment konnte ein Auto kommen, sie konnte schreien, sie konnte ...

»Rede, oder ich schneide dir den dünnen Hals durch, als wärst du ein Huhn.«

Er würde sie ohnehin töten, aber erst wenn sie es ihm gesagt hatte. Dann wäre sie nichts weiter für ihn und für die Leute, die ihn geschickt hatten, als ein loses Ende, das man abschneiden musste. Sie wollte nicht sterben, nicht vor ihrer Zeit ... Also das war ja fast komisch, so sehr, dass sie lachen musste. Aber es klang mehr wie ein Wimmern.

Er glaubte, gewonnen zu haben. Sie spürte, wie er sich entspannte, wie sein Atem leichter ging.

Sie stieß ihm die Glasscherbe, die sie in der Hand hielt, tief in den Arm.

Er schrie, fiel nach hinten, fasste sich an den Arm, fluchte. Sie holte noch einmal mit der Scherbe aus, diesmal zielte sie auf sein Auge. Seine Bewegung kam so schnell, dass sie die Hand nur verschwommen wahrnahm. Sie spürte etwas an ihre Brust schlagen. Er hatte sie getroffen, gut, aber das machte nichts. Sie hatte sich von ihm befreit, und jetzt würde sie dem Schweinehund die Augen ausstechen, aber zu ihrer Überraschung wollte sich ihre Hand nicht bewegen. Dann lauf, lauf. Sie musste fliehen ...

Benommen taumelte sie den Pfad entlang und stürzte auf die Straße hinaus. Nur noch ein Stück, dann würde ein Auto kommen. Sie bekam keine Luft.

Sie sah an sich hinab und erstarrte. Er hatte ein Messer in sie gestoßen. Sie sah nur das Heft, und das hieß, es ging tief, vielleicht bis zu ihrem Herzen. Aber es tat nicht weh, und das ergab keinen Sinn, und dann merkte sie, dass sie ihre Beine nicht spürte.

Sie fiel auf Hände und Knie. Blut tropfte von ihrem Hals auf den Boden. Sie sah seine Füße auf sich zukommen, seine alten, abgenutzten Stiefel, seine alberne Verkleidung, die sie sofort durchschaut hatte. Sie hätte ihm gern gesagt, dass er verloren hatte, dass er ein Narr war, aber die Worte blieben in ihrem Kopf.

Sie sah seine Stiefel näher kommen und an ihre Brust stoßen. Spürte die Stiefelspitze an ihrem Hals, als er sie auf den Rücken drehte.

Er kauerte neben ihr nieder. »Du hast die Wahl. Sag mir jetzt, wo er ist, und du stirbst schnell und leicht. Wenn ich dafür arbeiten muss, stirbst du langsam und schmerzhaft.«

Sie rang sich ein Grinsen ab. »Leck mich, du Arschloch.«

Sie fühlte seine Wut, die Unsicherheit, aber es berührte sie nicht. Sie sah zum Nachthimmel hinauf. Sie wollte den Mond ein letztes Mal sehen, aber die dunklen Wolken hatten ihn vollständig verschluckt. Nur noch einmal, bevor sie starb, nur noch einmal ...

»Na schön, du dumme alte Kuh.« Sein Atem blies ihr heiß und säuerlich ins Gesicht. »Mal sehen, wie tough du noch bist, wenn ich dir die Augen aussteche.«

Sie sah, wie er die Hand nach dem Messergriff in ihrer Brust ausstreckte, und ihr war nach Weinen zumute, weil sie nun den Mond nicht mehr sehen würde, aber genau in diesem Moment zogen die schwarzen Wolken weiter, und sie sah nicht einen Mond, sondern zwei. Zwei große, runde gelbe Monde, genau wie im Kino.

Nein, das waren keine Monde ...

Das waren Scheinwerfer.

Quietschende Reifen, eilige Schritte.

»Mann, sie hat ein Messer in der Brust stecken«, sagte jemand.

»Halt den Mund, Ronnie.«

»Aber ...«

»Halt den Mund und ruf die Notrufnummer an.«

Das Gesicht eines Fremden schwebte über ihr – ein wenig weich ums Kinn und oben kahl, aber sie sah Mitgefühl, und sie brauchte dringend jemanden, der mitfühlte.

»Hilfe ist unterwegs«, sagte der Fremde, »also bleiben Sie schön liegen, okay. Bleiben Sie schön liegen.«

Nein, nein, zu gefährlich. Ich kann nicht ...

Nur war sie anscheinend zu keiner Bewegung fähig, also würde sie vielleicht doch liegen bleiben müssen. Und es gab etwas, das sie ihm sagen musste. Sie musste ihn dazu bringen, dass er verstand.

Sie versuchte, ihre Hand zu heben, um ihn näher heranzuziehen, und ihre Brust machte ein komisches saugendes Geräusch. Es fühlte sich an, als versuchte sie, unter Wasser zu atmen.

»Ich habe ihn zurückgeholt«, stieß sie in einem blutigen Sprühnebel hervor. »Ich habe ihn zurückgeholt.«

Die Hand des Fremden legte sich warm und stark auf ihre Hände, und er beugte sich über sie. »Alles wird gut«, sagte er. »Alles wird gut.«

Nein, nein, Sie verstehen nicht ...

Sie versuchte, den Kopf zu schütteln, aber er wollte sich nicht bewegen. Sie konnte überhaupt nichts bewegen, und sie konnte sein Gesicht nicht mehr sehen, weil der Mond im Weg war, groß und hell, und ihre Augen mit einem wunderschönen weißen Licht erfüllte. Sie konnte die Sirenen jetzt hören, die Zeit lief ihr davon. *Die Wahrheit*. Er musste die Wahrheit sehen. Musste verstehen, dass sie ...

»Sie hätten ihn nicht töten müssen«, sagte sie, und leuchtend rotes Blut ergoss sich mit dem letzten Atemzug aus ihrem Mund. »Er hat nie vom Knochenaltar getrunken. Ich habe ihn zurückgeholt.«

Erster Teil

Die Hüterin

1

Straflager Norilsk, Sibirien, UdSSR
Februar 1937

Lena Orlowa sah die Wölfe. Sie lauerten am Rand der Dunkelheit, unmittelbar außerhalb des Scheinwerferbereichs, ihre Ruten strichen über den Schnee.

Sie ging schneller, ihre Filztiefel rutschten in den gefrorenen Furchen der Straße. Sie konnte ihren Atem sehen. Ihr war kalt, sehr kalt, und jede plötzliche Bewegung schien die Luft ringsum wie Papier knistern zu lassen.

Sie bemerkte den Leichnam erst, als sie fast dagegengestoßen wäre. Er hing kopfüber vom Lagertor, nackt, die Hände mit Draht auf den Rücken gefesselt, die Augen halb offen. Oberhalb der gefesselten Füße hatten sie ein Brett an den Pfosten genagelt, auf dem in leuchtend roter Schrift stand: ES GIBT KEIN ENTKOMMEN AUS NORILSK.

Die Tür zum Wachhäuschen flog krachend auf, und Lena fuhr herum, das Herz hämmerte laut in ihrer Brust.

Lena, du Närrin, benimm dich nicht so fahrig. Sonst ahnen sie, dass du etwas im Schilde führst, bevor du überhaupt angefangen hast.

Ein Mann in der blauen Uniform des NKVD kam aus dem Wachhaus, streckte die Hand aus und schnippte mit den Fingern. »Papiere.«

Lena tastete in der Tasche ihrer wattierten Jacke nach ihrem

Ausweis und ihrer Reisegenehmigung. Als sie beides überreichte, ließ ein Windstoß die Leiche am Torpfosten schaukeln. Draußen in der Dunkelheit begannen die Wölfe zu heulen.

Der Wachposten hielt ihre Papiere unter das Licht der Lampe, die über der Tür hing. Seit zweihundertzweiundsiebzig Tagen war sie jeden Abend von den Personalbaracken durch dieses Tor zu ihrem Dienst als Nachtschwester im Krankenrevier marschiert, und jeden Abend hatte der immer gleiche Wachmann sie um ihre Papiere gebeten. Er ließ sich genüsslich Zeit, sie anzusehen, verglich ihr Gesicht mit den Fotografien, prüfte Siegel und Unterschriften und wer weiß was noch, als könnte irgendetwas daran plötzlich anders sein als am Abend zuvor.

Es war so kalt, sie hätte Eiszapfen spucken können. Lena klopfte sich mit den Fäusten auf die Arme und stampfte mit den Füßen auf, womit sie nichts erreichte, außer dass sich der festgebackene Schnee von ihrer Jacke löste.

»Alles in Ordnung«, sagte der Wachposten und gab ihr die Papiere zurück.

Ihr Ausweis wies sie als freie Arbeiterin aus, womit sie das Tor in jede Richtung passieren durfte, ohne Gefahr zu laufen, dass man auf sie schoss. Dass sie nur die »Freiheit« besaß, in einem Beruf zu arbeiten, den der Staat für sie ausgesucht hatte, und an diesem Ort, an den der Staat sie geschickt hatte – ein Straflager obendrein –, war eine Ironie, die offenbar nur Lena zu würdigen wusste. Ihre Reiseerlaubnis war ein weiterer solcher Witz. Sie durfte nach Belieben in diesem kleinen Zipfel Sibiriens herumreisen, auf der Halbinsel Taimyr, aber es war ihr verboten, einen Fuß außerhalb davon zu setzen.

Der Wächter dachte offenbar, sie sei festgefroren, denn er fuchtelte ungeduldig mit der Hand. »Ich sagte, alles in Ordnung. Sie dürfen passieren.«

»Ich Glückliche«, murmelte Lena.

Sie sah die Leiche nicht noch einmal an, als sie durch das

Tor ging, aber ihre Anwesenheit saß ihr wie ein Geier auf der Schulter. *Es gibt kein Entkommen aus Norilsk. Denken sie jedenfalls ...*

Denn heute Nacht würden sie und Nikki entweder beweisen, dass sie sich irrten, oder die Wölfe konnten sich an zwei weiteren Opfern gütlich tun.

Lena schloss sanft die Augen des Gefangenen, der irgendwann in der letzten Stunde gestorben war. In das Feld TODESURSACHE auf seinem Krankenblatt schrieb sie *Herzversagen*, weil sie *Verhungern* nicht schreiben durfte.

Sie sah auf ihre Armbanduhr, und das Herz blieb ihr fast stehen. Nach elf, heilige Muttergottes, wo war Sergeant Chirkow? Er sollte längst hier sein. Um Mitternacht mussten sie und Nikolai auf der anderen Seite des Hofes hinter den Latrinen sein, bereit, in den rund fünfundvierzig Sekunden, in denen die Suchscheinwerfer während des Schichtwechsels auf den Wachtürmen dunkel blieben, über das Niemandsland zu stürmen. Aber sie konnten das Krankenrevier erst verlassen, wenn der Sergeant seinen allnächtlichen Bettenappell durchgeführt hatte.

Lena starrte auf ihre Uhr, während die Sekunden verrannen. Sie hatte keine Wahl, sie würde ihre Runden fortsetzen müssen. Lungenentzündung, Ruhr, Frostbeulen ... Die Betten, auf denen die Patienten lagen, waren wenig mehr als hölzerne Gerüste; sie hatten nur grobe Decken, um sich zuzudecken. Und es war immer so kalt, so kalt. Sie lauschte angestrengt auf die schweren Schritte des Sergeanten. Weitere fünf Minuten vergingen. Zehn.

Sie ging zum nächsten Bett, zu einem Jungen, der versucht hatte, Selbstmord zu begehen, indem er sich mit den Zähnen die Adern am Handgelenk aufriss. Er würde morgen früh tot sein. Und der alte Mann neben ihm hatte sich mit der Axt in den eigenen Fuß gehauen ...

Die Tür öffnete sich mit dem Kreischen rostiger Angeln, und Lena hätte fast eine Schale mit sterilen Verbänden fallen lassen.

Sergeant Chirkow kam herein und brachte einen Schwall kalte Luft mit. Er stampfte sich den Schnee von den Stiefeln. Ein schüchternes Lächeln ließ seine Gesichtszüge weicher werden, als er Lena sah. »Sie haben heute Nacht also Dienst. Ich hatte es gehofft ... ich meine, ich ...« Er errötete und wandte den Blick ab. »Genossin Orlowa«, endete er mit einem steifen Nicken.

»Genosse Sergeant.« Lena stellte die Schale ab und warf rasch einen verstohlenen Blick auf die Uhr. Elf Uhr achtzehn. Sie konnten es immer noch schaffen. Der Sergeant musste nur schnell machen mit seinem Appell und verschwinden.

Er schlenderte zum Ofen hinüber und hob seinen Übermantel, um sich den Rücken zu wärmen. Der Ofen – im Grunde nur ein kleiner eiserner Kohlentopf – bewirkte kaum mehr als eine Delle in der Eistruhenkälte des langen, schmalen Raums.

»Haben Sie von der Aufregung gehört, die es heute Morgen gab?«, fragte er.

»Ich habe die Nachwirkungen gesehen. Am Tor hängen.«

»Nun ja ...« Der Sergeant zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: *War etwas anderes zu erwarten?* Er begann, die Zutaten für eine Zigarette aus der Manteltasche zu holen, und Lena hätte am liebsten geschrien vor Frust.

»Dieser dumme *Zek*«, fuhr der Sergeant fort, während er ein Stück Zeitungspapier abriss und brösligen Tabak daraufschüttete. »Dachte er wirklich, er kommt lebend über den Zaun? Und selbst wenn er es durch ein Wunder geschafft hätte, ohne durchsiebt zu werden – da draußen hätte Sibirien auf ihn gewartet und nicht ein Spaziergang über den Roten Platz.«

Lena sah von dem halb amputierten Fuß auf, den sie gewaschen hatte. Der Sergeant hatte den Kopf von ihr abgewandt,

während er seine Zigarette anzündete. Sie hatte den schrecklichen Verdacht, er wüsste, was sie plante, und versuchte, sie zu warnen. Aber als er sie wieder ansah, war nichts aus seiner Miene zu lesen.

»Sie haben recht«, sagte sie. »Der Gefangene hatte keine Chance.«

»Warum tun sie es dann? Können Sie mir das sagen? Warum versuchen sie zu fliehen, wenn sie wissen, dass es hoffnungslos ist?«

»Ich weiß es nicht«, log Lena.

Sie wickelte einen frischen Verband um die offenen Stummel der fehlenden Zehen. Der Mann lag steif auf seiner Pritsche und gab keinen Laut von sich, obwohl er große Schmerzen haben musste. Er hatte es sich selbst angetan. Er hatte eine Axt genommen und versucht, sich den Fuß abzuhacken, um aus den Nickelminen zu kommen. Es war ein Akt irrwitziger Verzweiflung, aber Lena verstand, warum er es getan hatte.

Der Sergeant verließ den Ofen schließlich, aber statt seine Betten zu zählen und zu gehen, schlenderte er ans Fenster. Lena bezweifelte, dass er sein eigenes Spiegelbild sehen konnte, da so viel Eis das Fenster benetzte.

»Heute Nacht kommt noch ein *Purga*. Man spürt es in der Luft. Sie sollten nicht ...« Seine Stimme verlor sich.

Lena war sich jetzt sicher, dass er sie zu warnen versuchte. *Sie sollten das nicht tun, was Sie vorhaben, Lena Orlowa. Tun Sie es nicht. Nicht heute Nacht. Nie.*

Das Schweigen zog sich in die Länge, bis Lena es nicht mehr ertrug. »Ich sollte was nicht?«

»Nichts. Nur dass man sich bei einem Schneesturm auf dem Weg von der Küche zur Latrine verlaufen kann. Wenn Sie nach dem Ende Ihrer Schicht gern Begleitung auf dem Weg zurück zu den Baracken hätten ...«

Sie brachte ein Lächeln zustande. »Sehr gern.«

Der Sergeant grinste und schlug die Hände zusammen.
»Also gut dann.«

Lena sah auf ihre Uhr. Elf Uhr siebenundzwanzig. *Lieber Himmel.* »Sergeant, sollten Sie nicht ...?«

»Ich weiß, ich weiß. Die Pflicht ruft.« Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche. »Ich sehe, dass wir heute Abend wieder ein volles Haus haben.«

Es gab die Regelung, dass ein Gefangener entweder verkrüppelt sein oder eine Temperatur von mehr als 38,5 Grad Celsius haben musste, um ins Krankenrevier aufgenommen zu werden, und die Betten waren immer belegt. Der Sergeant konnte es mit einem Blick in den Raum sehen, doch die Bestimmungen schrieben vor, dass er zählte, also zählte er.

Während der Sergeant die Reihen der Betten abging und die Namen auf den Krankenblättern mit denen auf seiner Liste verglich, warf Lena die schmutzigen Verbände in einen Eimer und ging zum nächsten Patienten.

Endlich hatte der Sergeant zu Ende gezählt. Doch anstatt zu gehen, kam er zu ihr und sah zu, wie sie das von Geschwüren entstellte Gesicht eines alten Mannes wusch, der bald an Skorbut sterben würde.

»Sagen Sie, Genossin Orlowa, wie sind Sie an einen Ort wie Norilsk gekommen?«

Lena steckte sich eine lose Haarsträhne hinters Ohr und trug dann etwas in das Krankenblatt ein. *Geh einfach,* hätte sie am liebsten geschrien. *Geh, geh, geh ...* »Ich bin hier zur Welt gekommen. Oder besser gesagt nicht weit von hier, an der Küste des Ozero P'asino. Und ich arbeite in diesem Krankenrevier, weil es die Revolution in ihrer unendlichen Weisheit so festlegt.«

Der Sergeant unterdrückte ein Stöhnen. »Ach, Lena. Sie sollten nicht solche Dinge sagen. Abgesehen davon, glauben Sie, mich hat jemand gefragt, ob ich gern einen Haufen armseliger

Zeks am frostigen Rand des Nichts bewachen möchte? Aber die Bedürfnisse des Kollektivs müssen immer Vorrang vor den Wünschen des Einzelnen haben.«

Sie hatte gewusst, dass ihre Schnoddrigkeit ihr Ärger machen konnte, kaum dass sie es gesagt hatte. Er überlegte sich jetzt wahrscheinlich, sie der *Politrak* zu melden. Doch was kümmerte es sie, wenn er es tat? Nach heute Nacht war sie fort, fort, fort.

Ein Schweigen senkte sich zwischen sie.

»Aber sind Sie wirklich eine von ihnen?«, sagte er schließlich, und sie wusste, er meinte die Yakuts: Rentierhalter mit ihrer dunklen, ledrigen Haut, den flachen Gesichtern und den Schlitzaugen. »Denn Ihre Augen sind wie der Himmel bei mir daheim kurz vor einem Sommergewitter. Und Ihr Haar ...« Wieder hatte sich eine Strähne davon gelöst, und er streckte die Hand aus und strich sie hinter ihr Ohr. »Es hat die Farbe von reifem Weizen, durch den der Wind fährt.«

Sie zuckte bei seiner Berührung zusammen und trat einen Schritt zurück. »Ich wusste nicht, dass so ein Dichter in Ihnen steckt, Genosse Sergeant. Und Sie irren sich. Meine Mutter war tatsächlich eine Yakut, und ich bin ihr aus dem Gesicht geschnitten, so wie sie ihrer Mutter und so weiter – eine Abstammungslinie, die bis zum Beginn der Zeit zurückreicht.«

Sie schielte erneut zur Uhr. Elf Uhr achtunddreißig. Sie würden es jetzt nie mehr schaffen, es war zu spät. Nein, sie mussten es trotzdem versuchen. Morgen würde der Kommandant sie in die Tagschicht versetzen, wo sie monatelang festsitzen konnte. Inzwischen wäre dann Sommer, und sie wäre schon zu ...

Sie legte die Hand auf ihren Bauch, der noch flach war und nichts erkennen ließ, aber das würde nicht mehr lange so bleiben. Es hieß heute oder nie.

Sie hob eine randvolle Bettpfanne hoch. »Verzeihen Sie, Genosse Sergeant, aber wie Sie sehen, habe ich viel zu tun.«

»Ja, natürlich. Ich sollte ohnehin weiter meine Runde drehen, aber ich sehe Sie später? Wenn es Morgen wird?«

»Ja. Bis später.«

Sie empfand Gewissensbisse, als sie ihn gehen sah. Man würde ihm ihre Flucht zum Vorwurf machen, und zur Strafe konnte er durchaus zwanzig Jahre in genau dem Lager verbringen, das er jetzt bewachen half.

An der Tür drehte er sich um. »Sie sterben nicht alle, wissen Sie. Die *Zeks*. Wenn man seine Quote erfüllt und die Regeln einhält, muss man nicht sterben.«

Er hielt inne, als wartete er auf eine Antwort von ihr, aber Angst schnürte Lena die Kehle zu. *Er weiß etwas*, dachte sie. *Es kann nicht anders sein. Nur wie sollte er etwas wissen, wenn Nikolai nicht geredet hatte?*

Aber Nikolai würde niemals reden, denn von ihnen beiden hatte er mehr zu verlieren. Wenn man sie dabei erwischte, dass sie einem Gefangenen zur Flucht verhalf, würde man sie vor Gericht stellen und zu zwanzig Jahren in einem Lager für Frauen so tief in Sibirien verurteilen, dass sie nie mehr herausfand. Aber für Nikolai würde es kein Verfahren, kein Urteil geben. Sie würden ihn schlicht hierher zurückschleifen, neben ein offenes Grab stellen und erschießen.

Der Sergeant stand immer noch an der halb offenen Tür, durch die die Kälte eindrang, aber schließlich drehte er sich um und ging.

Sie wartete noch eine Weile, nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, für den Fall, dass er zurückkam. Dann stellte sie die Bettpfanne ab und rannte durch den ganzen Raum zum hintersten Bett links neben der Wand, zu dem Mann, dessen sie sich bei jedem Atemzug und mit jedem Nervenende bewusst gewesen war, seit sie die Krankenstube betreten hatte.

Er sah aus wie der Tod.

Nein, nein. Das kam nur daher, weil hier hinten so wenig Licht war, so weit entfernt von den Lampen und vom Ofen. Und er schlief, das war alles. Er schlief nur.

Lena nahm das Krankenblatt zur Hand, um zu sehen, was der Lagerarzt bei der Aufnahme am Morgen geschrieben hatte. *Nikolai Popow, Gefangener #35672. Fieber, leicht entzündete Lungen.*

Sie warf das Krankenblatt zurück aufs Bett und beugte sich über ihn, um ihm die Hand auf die Stirn zu legen. Er hatte tatsächlich Fieber und schwitzte trotz der Kälte, aber das war zu erwarten gewesen. Er hatte sich krank genug machen müssen, um überhaupt ins Krankenrevier aufgenommen zu werden, und unter den Gefangenen war das Wissen überliefert, dass man Fieber erzeugen konnte, wenn man eine bestimmte Dosis Kochsalz schluckte. Nikolai hatte gescherzt, alles sei besser, als sich mit einer Axt die Zehen abzuhacken.

Aber ein Fieber verwandelte sich sehr leicht in eine Lungenentzündung.

Sie berührte ihn wieder. »Nikki?«

Er regte sich, und sie hörte Eis brechen, als er den Kopf hob. Sein nass geschwitztes Haar war an das Bettgestell gefroren. »Lena«, sagte er. »Ist es so weit? Ist es Zeit?«

Es gefiel Lena nicht, wie nass sich sein Husten anhörte, aber sie sah, dass seine Augen klar waren. »Es ist schon über die Zeit. Dieser verdammte Sergeant. Ich dachte, er würde nie mehr gehen.«

Sie sah auf ihre Armbanduhr. Es blieben ihnen weniger als fünfzehn Minuten. *Tun Sie nicht, was Sie vorhaben, Lena Orlova. Tun Sie es nicht ...*

Nikolai warf die scheußliche braune Decke von sich und schwang die Beine aus dem Bett. Er grinste schief. »Du verlierst mir jetzt nicht die Nerven, oder?«

»Auf keinen Fall.« Sie erwiderte sein Lächeln. Und diesmal glaubte sie, mehr hinter dem Funkeln in seinen Augen zu erkennen.

Sie hätte gern geglaubt, dass es Liebe war.

Nikolai tat, als würde er kraftlos an ihr hängen, als sie ihm auf die Beine half. Sie würde sagen, dass er Typhus hatte und dass sie ihn auf die Quarantänestation brachte, falls jemand sie zur Rede stellte. Aber die in Decken gehüllten Gestalten auf den anderen Bettgestellen schliefen entweder oder stellten sich schlafend.

Rasch führte sie ihn zu einem Lagerraum, der kaum größer als ein Schrank war. Hier drin, so weit weg vom Ofen, umkränzten weiße Wolken ihre Köpfe, und kalte Luft stieg vom Boden auf.

Der Lagerraum war vollgestopft mit Zeug: ein alter Schreibtisch und ein Stuhl, Stapel von Mehltau befallener Decken, verrottende Dateikästen, ein paar verbeulte metallene Werkzeugschränken. Es gab ein Fenster, das gerade groß genug war, dass sie sich hindurchquetschen konnten.

Sie schob einen Stapel Jutetaschen und eine Schachtel vermodernder Zeitungen beiseite, und darunter kam ein Plakat von Josef Stalin zum Vorschein, der die sowjetischen Arbeiter grüßte. Sie glaubte Nikolai aufstöhnen zu hören, als sie das Gesicht des Großen Führers in zwei Teile riss, und lächelte für sich. *Vielleicht bist du doch nicht ganz der wilde Rebell, als den du dich gern siehst, was, Nikki?*

Hinter dem Plakat war ein Wandbrett nur lose angeschraubt statt festgenagelt, und dahinter befand sich eine sechzig mal neunzig Zentimeter große Vertiefung in der Wand. Lena spürte förmlich, wie wertvolle Minuten verrannen, während sie die aus Häuten gefertigten Schlafsäcke, die Handschuhe und Pelzmützen herauszog sowie eine *Foffaika* für jeden von ihnen – Mäntel aus dem wärmsten Teil von Rentierfellen. Für Nikolai

gab es noch Hosen mit Wollfutter wie ihre eigenen und ein Paar Filzstiefel.

Sie gab ihm diese Dinge schweigend, und er begann, sie über seine abgerissene Gefangenekleidung zu ziehen.

Sie grub den Rucksack aus, den sie mit getrocknetem Schwarzbrot vollgestopft hatte; er enthielt außerdem einige Brocken Fett, die sie aus der Personalküche stibitzte hatte, eine Drahtschlinge zum Fallenstellen, eine Zunderbüchse, eine kleine Flasche Wodka und die paar hundert Rubel, die sie von ihrem kleinen Gehalt zusammenkratzen konnte. Sie gab Nikolai die Schlafsäcke und lud sich den Rucksack selbst über die Schultern.

Als Nächstes holte sie die Schneeschuhe heraus – dünne Leisten Splintholz, zu Bogen geformt und mit Streifen aus Rentierleder verwoben. Jede Spur, die sie hinterließen, so hoffte sie, würde vom fallenden Schnee verdeckt werden.

Nikolai lachte, als sie ihm sein Paar Schneeschuhe gab. »Du meinst, wir müssen zu Fuß hier rausmarschieren? Nach all den Wundern, die du aus diesem Loch zauberst, habe ich jetzt nicht weniger als einen Schlitten und acht Rentiere erwartet.«

Lena legte den Zeigefinger an die Lippen, aber sie lächelte wieder. Dann zog sie eine letzte Sache aus dem Versteck: ein in schlecht gegerbte Schafhaut gewickelter Messer, das sie dem Koch gestohlen hatte; der Mann war die ganze Zeit so betrunken von selbst gebranntem Wodka, dass er es nicht einmal gemerkt hätte, wenn man mit seinem Kopf davonspaziert wäre.

Es war ein *Kandra*, ein Yak-Messer mit einer furchterregend krummen doppelschneidigen Klinge, und Nikolai pfiiff leise durch die Zähne, als er es sah. Lena machte Anstalten, es ihm zu geben, aber im letzten Augenblick steckte sie es stattdessen in den Bund ihrer eigenen Hose. Dann band sie das Schaffell mit einem langen Stück steifem Seil um ihre Hüfte.

Sie sah unter ihrer Fellmütze hervor Nikolai an. »Bist du bereit?«

Er salutierte großspurig, und in diesem Augenblick liebte sie ihn mehr als das Leben selbst.

Das Fenster war zugefroren, aber Nikolai zerbrach das Glas mit dem Ellbogen. Lena kroch zuerst hinaus und ließ sich zu Boden fallen, und sie befürchtete, einen Wächter Alarm schlagen zu hören. Eine plötzliche Bewegung beim Eingangstor ließ ihr Herz für einen Moment aussetzen, aber es waren nur die gespenstischen Silhouetten der Wölfe.

Vom Krankenrevier schlichen sie in tiefer Dunkelheit zu den Latrinen. Es schneite jetzt heftiger, große nasse Flocken. Der Sergeant hatte recht gehabt, dass ein *Purga* kam. Die Kälte wog jetzt schwerer und roch metallisch.

Der Strahl eines Suchscheinwerfers strich an ihnen vorbei, und sie drückten sich an die raue Latrinenwand.

Lena betrachtete die weite, offene Fläche der *Zaprethaya Zona* – des Niemandlands. Es erstreckte sich vom Rand der Lagerbauten zu einem sechs Rollen hohen Zaun aus Stacheldraht. Das Gelände wurde beständig von einem Paar Suchscheinwerfern bestrahlt, die auf den Wachtürmen links und rechts davon montiert waren. Jeder, der einen Fuß in die verbotene Zone setzte, ob Gefangener oder freier Arbeiter wie sie selbst, wurde unter Beschuss genommen.

Es war Nikolai, dem eine Stelle aufgefallen war, wo der Zaun nicht den Konturen des Untergrunds folgte. Eine kleine Senke hier hinter den Latrinen bildete eine Lücke, die groß genug war, dass sie sich unter dem Stacheldraht durchzwängen konnten. Und Nikolai war auch dahintergekommen, dass die Suchscheinwerfer beim Wachwechsel für fünfundvierzig Sekunden dunkel blieben.

Jetzt aber schnitten leuchtend gelbe Lichtkegel kreuz und quer über die glatte weiße Schneefläche. Lena sah auf ihre Uhr, an ihren Wimpern hingen Eiskristalle. *Schon nach Mitternacht.*

O Gott ... Sie waren zu spät dran. Die Wachen mussten bereits gewechselt haben, als sie noch im Lagerraum gewesen waren, und jetzt saßen sie hier draußen fest und konnten weder vor noch zurück ...

Die Scheinwerfer gingen aus.

Nikolai lief bereits. Lena folgte in seinen Fußspuren und ließ die kräftig riechende, nur halb gegerbte Schafhaut hinter sich her schleifen, um ihre Spur zu verwischen und ihren Geruch vor den Hunden zu verschleiern.

Es dauert zu lange, es dauert zu lange.

Jede Sekunde würden die Suchlichter zurück sein, Maschinengewehrfeuer würde sie niedermähen, und ihre Leichen würden am Lagertor hängen, als Fraß für die Wölfe.

Sie merkte erst, dass Nikolai stehen geblieben war, als sie gegen ihn stieß, so heftig, dass er aufstöhnte und fast in die Stacheldrahtrollen gestolpert wäre.

Er machte ihr ein Zeichen, sie solle zuerst gehen. Sie kroch auf dem Bauch durch die Öffnung, nachdem sie ihr unhandliches Gepäck zuerst durchgeschoben hatte, und die ganze Zeit schrie es in ihrem Kopf: *Es dauert zu lange, es dauert zu lange.* Die Suchscheinwerfer würden über sie streichen, es würde Rufe geben, Kugeln ...

Dann war sie endlich auf der anderen Seite des Drahts. Sie rappelte sich hoch und blickte zurück. Alles, was sie von Nikolai sah, war sein Kopf, der aus dem Schnee ragte. Er bewegte sich nicht.

Erst dachte sie, er sei beim Anblick eines Wächters erstarrt, aber dann begriff sie, dass er mit dem Rücken seines Mantels im Stacheldraht hängen geblieben war. Er schüttelte sich, zerrte und zerrte, aber er kam nicht los. Eisbrocken rieselten in den Drahtwindungen nach unten. Einen Augenblick später hörte sie, wie eine Waffe durchgeladen wurde.

»Halt!«

2

Ihr Herz blieb beinahe stehen vor Angst.

»Heilige Muttergottes, nicht schießen«, hörte sie die Stimme eines alten Mannes von den Latrinen herüber. »Ich fliehe nicht. Das Einzige, was sich hier dünnmacht, ist der Inhalt meiner armen Eingeweide.«

Lena versuchte, Nikolais Mantel freizubekommen, aber er hing weiter fest.

»Kann das nicht bis morgen warten?«, ertönte eine andere, jüngere Stimme. Sie gehörte dem Mann mit der Waffe.

»Kurz gesagt ... nein.«

»Dann beeil dich.«

Lena riss noch einmal mit aller Kraft an dem Mantel, und endlich kam er mit einem Ruck frei.

»Beeil dich. Was habt ihr nur immer mit eurem: Beeilung, Beeilung? Der Staat hat mir fünfundzwanzig Jahre in diesem Paradies geschenkt, warum sollte ich da etwas überstürzen?« Die Stimme des Alten verstummte abrupt, als der gefrorene Schnee ringsum in ein gelbes Gleißern ausbrach.

Die Suchscheinwerfer waren wieder an.

Nikolai stürmte unter dem Zaun hervor. Er packte Lena am Arm und zog sie mit sich. Aus dem Augenwinkel sah sie einen hellen Lichtbogen auf sich zuschwenken, immer näher und näher. Furcht packte sie. Sie würden es nicht schaffen ...

Wildes Heulen, Fauchen und Schnappen erfüllte plötzlich die Nacht. Die Wölfe hatten sich endlich an den toten *Zek* herangemacht. Die Suchscheinwerfer schwenkten zum Eingangstor herum. Die Wachen auf den Türmen feuerten. Ein Mann schrie.

Lena stolperte, fiel beinahe, aber sie sah nicht zurück.

Außerhalb der Reichweite der Suchscheinwerfer angekommen, blieben sie gerade lange genug stehen, um ihre Schneeschuhe anzuschlallen. Lena lauschte nach dem Gebell von Hunden, dem Knirschen der Kufen an den Schlitten der Soldaten, aber nur der Wind war zu hören.

Sie waren kaum eine Meile weit gegangen, als der Wind stärker wurde, ihnen Kügelchen aus Schnee ins Gesicht trieb und den losen Schnee auf der Erde zu Eiswolken in die Höhe peitschte. Lena blieb stehen, um sich die Augen zu reiben und die Eiszapfen von den Brauen zu klopfen.

Nikolai taumelte an ihre Seite. Er beugte sich vor, stützte die Hände auf die Oberschenkel und rang nach Atem.

»Der Schneesturm wird bald über uns hereinbrechen.« Lena musste ein wenig schreien, damit er sie über den Wind hören konnte. »Dann wird das Vorwärtskommen mühsam.«

Nikolai legte den Kopf schief und grinste. »Mühsam, ja? Und wie nennst du das bis hierher? Einen Strandspaziergang?«

Lena schüttelte den Kopf. Es würde zu viel Atemluft kosten, es zu erklären, und man konnte es ohnehin nicht erklären. Ein *Purga* war etwas, das man erlebt haben musste, um es zu glauben, und wenn es so weit war, konnte man nichts tun als beten, dass einen das Erlebnis nicht umbrachte. Bald würde es keine Spuren hinter ihnen geben und keinen Horizont vor ihnen, keine Erde und keinen Himmel. Nur Schnee und Wind jenseits aller Vorstellung.

Nikolais ganzer Körper hob und senkte sich plötzlich in einem Hustenanfall. Als er schließlich wieder bei Atem war, sagte er: »Das ist die verdammte Kälte. Sie zerfetzt deine Lunge zu Konfetti. Wie weit ist es noch bis zu dieser Höhle von dir?«

»Nicht weit.«

Er richtete sich langsam auf und blickte sich um, obwohl er so tief in der Polarnacht sicherlich nicht viel ausmachen konnte.

»Nicht weit«, sagt sie. Lena, Liebste, sag mir bitte, dass wir uns nicht verlaufen haben.«

Sie hatte das neckische Lächeln in seiner Stimme gehört, aber dieser Husten und der plötzlich rasselnde Atem machten ihr Angst. Hatte das Fieber durch die Anstrengungen ihrer Flucht auf seine Lunge übergegriffen?

Sie zog ihren Handschuh aus und berührte sein Gesicht. Es war mit einer dünnen Eisschicht von seinem Schweiß bedeckt, der in der kalten Luft augenblicklich gefror.

Dennoch lächelte er. »Ich schaffe es, Liebste«, sagte er. »Ich bin ein verdammt zäher Bursche unter all meinem oberflächlichen Charme. Aber wie kannst du wissen, wo wir sind? Es ist pechschwarz hier draußen, und alles sieht gleich aus. Nichts als Schnee und noch mehr Schnee.«

»Dieses Land ist in meine Zellen eingebrannt. Ich finde mich mit verbundenen Augen darin zurecht.«

Ehe sie weitergingen, band Lena sich und Nikolai jedoch mit dem Seil von dem Schaffellmantel zusammen, denn wenn der *Purga* zuschlug, würden sie so gut wie blind sein und nicht mehr weiter als bis zu ihrer Nasenspitze sehen können. Sie konnten sich binnen Sekunden aus den Augen verlieren, und wenn das geschah, würde Nikolai die Nacht nicht überleben.

Der *Purga* schlug zwei Stunden später zu.

Der kreischende Wind trieb ihnen den Schnee in Augen und Mund, und die Kälte brannte bei jedem Atemzug in ihren Lungen. Lena fragte sich, wie Nikolai zurechtkam. Sie konnte ihn nicht sehen hinter sich, nur ein steter Zug an dem Seil verriet ihr, dass er noch da war. Ein paar Mal merkte sie, dass er gestürzt war, weil sich das Seil ruckartig straff spannte, aber er schaffte es irgendwie jedes Mal, wieder auf die Beine zu kommen.

Sie mussten wenigstens drei Meilen zurückgelegt haben, seit sie die enge Schlucht betreten hatten. Die Schlucht war wie ein Stiefel geformt, und an ihrer Schuhspitze war der See, der Ort auf der Welt, den sie ihr Zuhause nannte. Es war nicht der Ozero P'asino – sie hatte den Sergeanten diesbezüglich ange-
logen. Der kleine sibirische See, an dem sie zur Welt gekommen war, fand sich auf keiner Karte. Keine Straße führte zu ihm, und im Winter waren selbst die Pfade der Karibus tief unter Schnee begraben.

Sie hatte noch mehr Lügen erzählt. Ihre Mutter war keine Yakut gewesen. Sie war eine der *Toapotror* – des Zaubervolks.

Ich könnte jetzt etwas von diesem Zauber gebrauchen. Echte Zauberei, um den Purga zu vertreiben, um uns sicher zur Höhle zu bringen, ehe Nikki ...

Das Seil wurde mit einem Ruck straff.

Lena wartete, aber diesmal stand er nicht wieder auf.

Sie tastete sich entlang dem Seil zu ihm zurück. Nur wenige Sekunden waren seit seinem Sturz vergangen, und schon war er nahezu unter Schnee begraben.

Sie packte ihn an den Mantelaufschlägen und zog ihn halb in die Höhe. Sein Kopf sank schlaff auf die Brust. Er atmete und klang wie ein Ertrinkender. »Steh auf, Nikki. Du musst in Bewegung bleiben.«

Ein rauer Husten schüttelte ihn. »Ich kann nicht. Meine Brust schmerzt.«

Sie schüttelte ihn heftig. »Nikki! Lass mich jetzt bloß nicht im Stich!«

»Nein. Ich will nicht sterben ...« Er packte sie an den Armen, und plötzlich war sein von Eis verkrustetes Gesicht nur Zentimeter von ihrem entfernt. »Wenn du mich liebst, lässt du mich nicht sterben.«

»Du wirst nicht sterben.«

»Versprich es mir.«

»Ich verspreche es ... Bitte, Nikki. Du musst jetzt aufstehen. Es ist nicht mehr weit, aber ich kann dich nicht tragen.«

»*Da, da.* Ich steh auf ... ich steh auf ...«

Sie schob die Schulter unter seine Achsel und half ihm in die Höhe. Er schwankte, aber er fiel nicht wieder um.

Sie hatte gesagt, es sei nicht weit, aber sie war sich nicht mehr sicher. Sie hätten den See inzwischen erreicht haben müssen, aber der See war nirgendwo, und sie waren nirgendwo, verloren in einer Welt aus Schnee, Wind und Kälte.

Sie verlor jedes Zeitgefühl, als sie sich weiterschleppten; einen Arm hatte sie um Nikolais Taille gelegt, um ihn gegen die Gewalt des Winds zu stützen.

Sie musste ihn schnell in die Höhle bringen, sonst würde er sterben. Sie war müde, so müde.

Nikolais Beine gaben nach, und er taumelte gegen sie. Sie kämpfte verzweifelt dagegen an zu fallen und schrie, als ihr sein totes Gewicht fast den Arm aus dem Gelenk riss. Aber irgendwie fand er wieder Halt, und sie torkelten weiter.

Nicht mehr weit jetzt. Nur noch ein Schritt, Nikki. So ist es gut. Fall mir nicht. Fall nicht ...

Er fiel, und diesmal nahm er sie mit.

Sie tauchte durch schwarzen Raum, traf in tiefen, kissenweichen Schnee und blieb liegen. Sie waren in einer Schneewehe gelandet, und es war so weich und warm. Sie wäre gern liegen geblieben, um sich ein wenig auszuruhen.

Sie wusste, liegen bleiben bedeutete den Tod.

Sie schlug mit den Beinen, um sich aus dem Griff des Schnees zu befreien, und plötzlich erkannte sie, dass das nicht der Tundraboden war unter dem Schnee. Es war Eis.

Sie hatten den See gefunden.

Nikolai lag immer noch reglos in der Schneewehe. Sie sank neben ihm auf die Knie und schüttelte ihn heftig. Sie hatte keine Luft übrig, um ihn anzuschreien, und er hätte sie ohnehin nicht gehört.

Sie schüttelte ihn wieder und spürte, wie er sich bewegte. *Steh auf, steh auf, steh auf*, sagte sie sich in Gedanken. Und irgendwie kam er mit ihrer Hilfe tatsächlich auf die Beine.

Nur noch ein Schritt, Nikki. So ist es gut, noch ein Schritt.

Sie selbst setzte ihre Schritte jetzt rein instinktiv. Sie war so gut wie blind und bewegte sich durch einen Albtraum aus Schnee und Wind. *Nur noch ein Schritt, noch einer ...*

Sie stießen an eine Wand aus Eis.

Der Wasserfall.

Im Sommer ließen Schneeschmelze und angeschwollene Bäche das Wasser von einer hohen, steilen Klippe in den See darunter stürzen. Im Winter war der Wasserfall gefroren.

Doch egal welche Jahreszeit, der Wasserfall verbarg immer den Eingang zur Höhle. Zunächst musste man wissen, dass es möglich war, auf dem schmalen Sims zwischen herabstürzendem Wasser und Klippe zu gehen, aber auch dann sah man nichts weiter als eine glatte, geschlossene Felswand. Es sei denn, man war eine Tochter der *Toapotror*, des Zaubervolks.

Eine Tochter des Zaubervolks wusste, dass das, was wie eine glatte Felswand aussah, in Wirklichkeit zwei Wände waren, die sich übereinanderschoben, mit einem vielleicht dreißig Zentimeter breiten Schlitz dazwischen. Und wenn man sich traute, sich in den Schlitz zu quetschen und langsam darin vorwärtszuschieben, wobei der Schlitz immer enger und enger wurde, bis man glaubte, einen Schritt zu viel getan zu haben und für immer festzustecken ... dann wurde er plötzlich wieder breiter und öffnete sich zum Eingang einer geheimen Höhle.

Lena wusste nicht, wie sie es fertiggebracht hatte, Nikolai durch den Schlitz zum Eingang der Höhle zu schaffen, und es wäre ihr niemals gelungen, wenn er sich nicht aus seinem Fieber gekämpft und die Kraft gefunden hätte, sich größtenteils allein aufrecht zu halten. *Ich bin ein ganz schön zäher Bursche*, hatte er gesagt, und sie liebte ihn dafür.

Um in die Höhle zu gelangen, musste man eine steile Treppe hinuntersteigen, die das Zaubervolk vor langer Zeit in den Fels geschlagen hatte. Als sie unten ankamen, zitterten Lenas Arme und Beine vor Anstrengung, und sie wusste nicht, wie Nikolai es fertiggebracht hatte, auch wenn sie möglichst viel von seinem Gewicht getragen hatte. Die Schwärze war vollkommen, und sie musste nach der Pechfackel tasten, die hoffentlich noch in ihrer Halterung an der Wand steckte.

Sie fand sie und entzündete sie mit der Zunderbüchse, die sie tief in den Rucksack gestopft hatte. Das Pech loderte auf und beleuchtete die runde unterirdische Höhle.

Und da war er, wo er immer gewesen war, in die Wand gebaut: ein uralter Altar aus menschlichen Knochen.

Der Knochenaltar.

Sie wollte darauf zugehen, es war, als würden sich ihre schmerzenden Muskeln von allein bewegen, als Nikolai fürchterlich aufstöhnte und langsam auf den Boden sank. Wie hypnotisiert startete Lena noch einen Moment auf den Altar, dann schaute sie auf den Mann hinunter, der zu ihren Füßen lag, und bei dem Anblick blieb ihr fast das Herz stehen.

»Nikki! O Gott, Nikki ...«

Sie fiel neben ihm auf die Knie. Wie war er überhaupt so weit gekommen? Seine Lippen waren blau und geschwollen, seine Wimpern an die Wangen gefroren. Sein Atem ging stoßweise und gefährlich flach.

Rasch errichtete sie ein Feuer aus Trümmern zerfallener Säрге. Sobald die Flammen hoch genug waren, bereitete sie mit-

hilfe einer Opferschale vom Altar einen dünnen Brei aus geschmolzenem Schnee, Brot und Fett aus ihrem Rucksack zu.

»Du wirst mir nicht sterben, Nikki. Ich verspreche es. Du wirst mir nicht sterben«, wiederholte sie wie ein Gebet, aber er war nicht bei Sinnen vor Fieber.

Die Schale mit dem Brei zitterte in ihrer Hand, als sie von Nikolais Gesicht, das weiß wie der Tod war, zu dem Altar aus Menschenknochen sah. Schädel, Oberschenkelknochen, Wadenbeine, Hunderte von Knochen griffen kompliziert ineinander und bildeten einen kunstvollen und makabren Tisch der Anbetung. Obenauf, zwischen den Stummeln Hunderter geschmolzener Kerzen und verbeulter Bronzeschalen, die einmal Opfertgaben enthalten hatten, stand die Madonna – eine hölzerne Ikone der Jungfrau Maria.

Die Juwelen der Madonna funkelten im Schein des Feuers. Ihre Krone leuchtete, und die Falten ihrer Gewänder – orangefarben, meergrün und blutrot – strahlten so frisch wie an dem Tag vor fast vierhundert Jahren, als sie am Hof Iwans des Schrecklichen gemalt wurden. Und es schien Lena, als würden Tränen in den Augen der Madonna glänzen, Tränen, die sie über das vergoss, was Lena gleich tun würde.

»Ich liebe ihn«, sagte Lena. »Ich könnte es nicht ertragen, wenn er stirbt.«

Doch die Madonna blieb stumm.

»Ich habe es ihm versprochen«, sagte sie. Und noch immer antwortete die Madonna nicht.

Lena vergewisserte sich, dass Nikolai weiter schlief, als wäre er bereits tot, dann brachte sie die Schüssel mit dem Brei hinüber zum Altar und zur Jungfrau. Denn nur mit der Hilfe der Madonna würde sie ihr Versprechen halten können.

Als sie zurückkam, sah sie, dass das Feuer Nikolai so weit gewärmt hatte, dass sie ihn ein wenig bewegen konnte. Sie schob

ihren Arm unter seine Schulter und hob seinen Kopf, sodass er trinken konnte. Er trank einen Schluck. Und noch einen.

Seine fiebrigen Augen wurden ein wenig klarer, und er sah sich in der Höhle um. Sie sah das Erstaunen in seinem Blick anwachsen, als er alles aufnahm, denn dieser makabre und geheimnisvolle Ort war seit Anbeginn der Zeit eine Begräbniskammer ihres Volks gewesen. Sie sah, wie er den tiefen, ölig schwarzen Tümpel registrierte, der von Tropfwasser von der Decke gespeist wurde, die Stalagmiten, die den Boden wie Reihen von Grabsteinen bedeckten, die primitiven Darstellungen von Wölfen, die in die steinernen Wände geritzt waren.

Schließlich fasste er den heißen Geysir ins Auge, der unter dem Altar aus Menschenknochen blubberte und Dampf ausstieß, und sie hörte, wie er scharf die Luft einsog.

»Mein Gott.«

Lena stellte die Schüssel ab und beugte sich über ihn. »Psst, Liebster. Keine Sorge.« Sie strich ihm das nasse Haar aus der Stirn. »Das sind nur die Knochen von Leuten, die vor langer Zeit im Winter gestorben sind und hergebracht wurden, damit man sie im Sommer bestatten konnte, nur wurden manche von ihnen vergessen. Und dann kamen andere Leute und haben ihre sterblichen Überreste anderweitig verwendet.«

»Es ist wahr.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, sein Blick war wild. »Die Zeichnung ist zum Leben erwacht, wirklich – die aus dem Fontanka-Dossier. Ich habe es im Grunde nie geglaubt. Eine wilde Geschichte, die ein betrunkenener Verrückter in einer Schenke erzählt hat. Aber es gibt ihn wirklich ... den Knochenaltar.«

Sein Blick wanderte zu ihr, und jetzt sah sie nicht nur Stauen in seinem Gesicht, sondern Angst und einen rohen, nackten Hunger. »Gib ihn mir, Lena. Lass mich von dem Altar trinken. Wenn du mich liebst, dann ...«

Aber nun flatterten seine Lider, und er wurde wieder ohnmächtig.

Lena setzte sich auf die Fersen. Sie fühlte die Augen der Madonna auf sich, aber sie ertrug es nicht, ihrem Blick zu begegnen. Stattdessen sah sie in Nikolais blasses, vom Fieber entstelltes Gesicht.

Sein Lügengesicht.

Es war alles nur Lüge gewesen. Jeder Kuss, jede Berührung, jedes Wort aus seinem Mund – es hatte alles nur dem Zweck gedient, den Knochenaltar zu finden.

Trau niemandem, hatte ihre Mutter sie gewarnt, als sie Lena zum ersten Mal in die Höhle führte und ihr deren erschreckendes Geheimnis zeigte. »Du wirst die Hüterin des Knochenaltars sein, wenn ich gestorben bin, und deine heilige Pflicht wird es sein, ihn für alle Zeit vor der Welt verborgen zu halten. Du darfst niemandem davon erzählen, ihn niemandem zeigen. Trau niemandem, nicht einmal denen, die du liebst. Und vor allem nicht denen, die sagen, dass sie dich lieben.«

Denen, die du liebst ...

Lena streckte die Hand aus, um ihn zu berühren, dann zog sie sie zurück und ballte sie in ihrem Schoß zur Faust.

Sie fragte sich, ob Nikolai Popow überhaupt sein richtiger Name war, ob er überhaupt ein echter Gefangener war. Die meisten der Männer in Norilsk mussten in den Nickelminen schuften, aber ihn hatten sie stattdessen zum »Lagerkünstler« gemacht und ließen ihn Parolen und rote Sterne auf die Wand des Krankenreviers malen. Und in dem Krankenrevier arbeitete praktischerweise sie, und er hatte dieses hinreißend gute Aussehen, das jeder Frau auffiel.

Aber es war sein trotziger Mut gewesen, mit dem er ihr Herz gewonnen hatte. Er hatte ihr erzählt, er sei in den Gulag geschickt worden, weil er kritische Karikaturen über Stalin und



Philip Carter

Altar der Ewigkeit

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37785-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Die Unsterblichkeit ist ein düsteres Versprechen

Die Staatsanwältin Zoe Dimitroff traut ihren Augen nicht, als sie in einer ermordeten Obdachlosen ihre Großmutter erkennt. Ihre Ermittlungen führen zurück bis in die Zeit, als Zoes Urgroßmutter aus einem russischen Straflager floh – und zu dem unfassbaren Geheimnis, dass ihre Familie seit Generationen hütet. Ist Unsterblichkeit wirklich möglich? Mächtige Männer und Frauen sind davon überzeugt und setzen alles daran, Zoe ihr Wissen zu entreißen. Die Suche der jungen Frau wird zur Flucht bis ins tiefste Sibirien. Dorthin, wo der Altar der Ewigkeit auf seine Hüterin wartet ...